

Einwürfe zur Qualifikationsdebatte

Die Ausbildung der Erzieherinnen verändert sich.

Detlef Diskowski hat sieben Fragen und sieben Thesen formuliert und bezieht Stellung zu den Reaktionen, die sie auslösen.

Sieben Fragen – sieben Thesen

1. Fachschule oder Fachhochschule?

Mir scheint der Schwerpunkt der aktuellen Ausbildungsdebatte falsch gewählt zu sein, denn die Verortung der Erzieherausbildung – als Fachschul- oder Fachhochschulausbildung – ist nur ein Aspekt. Es gibt ohne Zweifel gewichtige Gründe, die dafür sprechen, die Ausbildungskapazitäten an Fachhochschulen drastisch zu erweitern: Die mit einer Fachhochschulausbildung verbundene ideelle und materielle Aufwertung des Berufs, die Anhebung der Bildungsvoraussetzungen für die Auszubildenden und die Hoffnung auf mehr wissenschaftliche Befassung mit der frühen Bildung sind richtige und wichtige Ziele – **aber an einigen Grundproblemen der Ausbildung ändert die Verortung m. E. nichts. Fachschule oder Fachhochschule – eine richtige, aber eine verkürzte Debatte!**

2. Die Ausbildung muss besser auf die neuen Themen vorbereiten – tatsächlich?

Erscheinen bislang neue Themen in der Fachdiskussion, erhebt sich schnell die Klage, dass die Ausbildung hierauf nur unzureichend vorbereitet – und fast reflexhaft werden entsprechende Anfor-



derungen an Fachschule und Fachhochschule formuliert: Ob Sprachprobleme der Kinder, Suchtvorbeugung oder Ernährungsfragen, der Kinderschutz, die wichtige Zusammenarbeit mit den Eltern, die neuen Bildungspläne ... unmittelbar folgt der Problemfeststellung die geäußerte Erwartung, »dass dies in der Erzieherausbildung vermittelt werden sollte«, »dass die Absolventen besser auf diese Herausforderungen vorbereitet sein müssten«. Im Gegenzug kann sich aber selten jemand dazu durchringen, mögliche Reduzierungen der Stoffpläne zu benennen. Als Folge werden die Anforderungen immer mehr, immer höher und im schlimmsten Fall blähen sich die Lehrpläne und Unterrichtsvorgaben auf. Wie bei der erwarteten Breite der Themen die erforderliche Tiefe in ihrer Durchdringung erreicht werden soll, wird kaum thematisiert.

Die versuchte Lösung wird selbst zum Problem, wenn auf festgestellte Unzulänglichkeiten der Ausbildung als Lösung die bestehenden Anforderungen erhöht werden. Eine gute Berufsqualifikation wird dadurch nicht erreicht – bestenfalls trotzdem.

3. Viel hilft viel?

Mir scheint, dass die beständigen Anspruchserhöhungen in die Irre führen. Werden sie im politischen Raum geäußert, dann dienen sie vorrangig dazu, den Eindruck tatkräftigen Handelns zu vermitteln. Werden sie in Zirkeln der Fachwissenschaft erhoben, dann sollen sie den befürchteten Vorwurf entkräften, man hätte Wesentliches vernachlässigt. Die in Kompetenzkatalogen beschriebenen Erwartungen an die Fach-

kräfte werden immer umfangreicher; ... ebenso wie die pädagogischen Konzepte immer elaborierter, die Auflistung des angeblich unerlässlichen Wissens immer breiter und die Bildungspläne immer dicker werden. So muss sich in Politik, Administration und Wissenschaft niemand den Vorwurf machen lassen, es wäre nicht alles berücksichtigt worden.

Viel zu fordern ist risikolos; Prioritäten müssten legitimiert werden und sind angreifbar!

Eigentlich sind solche Forderungskataloge reine Ersatzhandlungen. Tatsächlich folgen wir damit dem von Paul Watzlawick³ so anschaulich beschriebenen Lösungsversuch »Mehr desselben«: Ein Lösungsweg funktioniert nicht – also verstärken wir diese unsere wirkungslosen Anstrengungen ... und das Hamsterrad dreht sich!

Die Professionalisierung der Erziehungsarbeit ist richtig und hoffentlich unumkehrbar – aber das auf Vollständigkeit (und damit auf Beliebigkeit) gerichtete Aufblähen der Anforderungskataloge desorientiert und vernebelt, worum es im Kern eigentlich geht: um Interesse an der Welt und sich selbst, um Feinfühligkeit und auch um Liebe zu Kindern – was man ja kaum noch zu sagen wagt.

Wir müssen aber wieder dem exemplarischen Lernen Beachtung schenken. Die Ausbildung soll zum Fragen, zum Forschen anregen – und soll nicht anstreben, dass die Auszubildenden von allem schon einmal etwas gehört haben.

4. Woran messen wir Qualifikation?

Der Versuch, Qualitätsanforderungen an formalen Eingangsvoraussetzungen, an zu absolvierenden Stundenumfängen und am Durchlaufen definierter Abschnitte festzumachen, ist vielleicht unumgänglich, weil Einzelfeststellungen und »individuelle Curricula« (wie wir sie im Kindergarten und in der Grundschule für angemessen halten) für die Ausbildung von Fachkräften womöglich zu

aufwändig sind. Wir müssen uns aber gewahr sein, dass diese Maßstäbe bloße Hilfskriterien für Qualität sind; die tatsächliche Berufsqualifikation von Erzieherinnen drückt sich darin nicht aus.

Wenn wir uns aber dieser Tatsache bewusst sind, müssen wir die Bedeutung dieser Hilfskriterien stark relativieren.

Als erste Folgerung daraus wären verschiedenste Nebenwege in der Ausbildung, wären Quereinstiege, Externenprüfungen und grundsätzlich Einzelfallentscheidungen etc. möglich zu machen. Dies gilt sowohl für den Zugang zu den Bildungsgängen, für das Erreichen von Ausbildungsabschlüssen als auch beim Bestimmen des Fachpersonals der Einrichtungen. Wir müssen bei unseren Anerkennungs- und Zulassungsvoraussetzungen sehr viel flexibler und kreativer sein und dürfen die Sicherung von Standards nicht mit dem Einhalten einer Standardbildungsbiografie verwechseln.

Ich meine, Nebenwege im Berufszugang muss man zulassen. Besser aber noch: Man muss sie aktiv eröffnen. Nicht weil sie im Einzelfall Härten abfedern, sondern weil sie zu einer vielfältigeren Personalzusammensetzung führen, die Kolleginnen und Kindern nur gut tut.

5. In der Schule für das Leben lernen?

Bei allen Nebenwegen bleibt für die meisten Fachkräfte die Regelausbildung der vorrangige Zugangsweg und für diese Regelausbildung sind grundsätzlichere Veränderungen nötig.

Es ist nach meiner Auffassung unmittelbar einsichtig, dass die Vorstellungen von Bildung – wie sie für die frühe Bildung formuliert werden – auch für die Aus-Bildung Gültigkeit haben. Das Lernen sollte in Sinn- und Verwertungszusammenhängen erfolgen. Es gilt, auch in der Berufsausbildung den Fragen und Themen der sich bildenden Menschen nachzugehen und nicht dem Lehrstoff.

Das Lernen soll mit allen Sinnen erfolgen und von Handeln begleitet sein ... Die Veränderung der Fachschulausbildungen in den letzten Jahren: von der Strukturierung der Inhalte nach Fächern zur Formulierung von Lernfeldern² war ein erster Schritt. Dieser Schritt war wichtig und für die traditionelle Schulfächersystematik fast umwälzend ... und doch war er nur zaghaft, wenn man die Radikalität moderner Konzepte für die frühe Bildung dagegensetzt.

Wenn aber das Personal für eine Bildungseinrichtung (Kita) in einer Bildungseinrichtung qualifiziert wird, die grundsätzlich anderen Lern- und Lehrprinzipien folgt (Schule), bleibt es den Auszubildenden (oder anschließend der Praxis) überlassen, diese Kluft zu überbrücken. Ich könnte auch plakativer formulieren: In der Schule kann man nicht ausreichend die Arbeit in der Kita erlernen!

Wir brauchen also die Bildungsprozesse der Kinder als inhaltliches und strukturelles Vorbild für die Ausbildungsprozesse – weil auch Erwachsene so besser lernen und weil es das Verständnis für die Bildungswege der Kinder erleichtert!

6. Lernen auf Vorrat?

Es stellt sich m. E. die grundsätzliche Frage, ob dieses Problem in einer auf die Praxis vorbereitenden (Fach-/Fachhoch-)Schule überhaupt veränderbar ist. Zweifellos wird jede Ausbildungsstätte den Spagat zwischen als wichtig erachteten Lehrinhalten und den Interessen und Fragen der Auszubildenden versuchen und jede gute Schule wird sich bemühen, beides miteinander zu vermitteln. Gute Ausbildungsstätten haben hierbei große Anstrengungen unternommen und haben vielfältig methodisch und didaktisch experimentiert. Letztlich reibt sich aber jede Aus-Bildung an dem Problem auf, dass Lernen auf Vorrat schlecht funktioniert. Denn - welche Fragen, welche Themen

und welches Erkenntnisinteresse können die Schülerinnen oder Studierenden in Bezug auf eine Fachpraxis schon haben, die sie bestenfalls aus der Anschauung kurzer Praktika kennen? Sie haben noch kaum Erfolge und Misserfolge als Erzieherin machen können, an deren Durcharbeiten sie wachsen könnten. Wir schicken sie in eine Situation, in der sie auf Vorrat klug werden sollen, damit sie später einmal gute Erzieherinnen werden. Das sind keine optimalen Bildungsvoraussetzungen.

Alle Fach(hoch)schullehrer wissen um die sehr viel erfolgreichere Arbeit mit den Lerngruppen in der berufsbegleitenden Ausbildung – wir sollten grundsätzlichere Konsequenzen daraus ziehen.

7. Viel Vorbereitung und wenig begleitende Qualifizierung?

Bisher investieren wir relativ viel Zeit und Geld in die Vorbereitung auf spätere Berufstätigkeit, in die Ausbildung. Wenn der angestrebte Ausbildungsstatus erreicht ist, werden die eingesetzten Mittel drastisch geringer, – wie die beklagenswert geringen Ressourcen für Supervision, Fachberatung und Fortbildung zeigen. Weil Lernen auf Vorrat aber der weniger erfolgreiche Weg ist, plädiere ich für eine gründliche Umgewichtung von Vorbereitung (also Ausbildung) und begleitender Qualifizierung (Fortbildung, Supervision, Coaching), was letztlich zu einer kurzen Vorbereitungs-/Findungsphase und anschließender dauerhaft begleitender Qualifizierung führen würde. Im Übergang wären tätigkeitsbegleitende Ausbildungen quantitativ und qualitativ auszuweiten und so zu konzipieren, dass sie ein Lernen am Tun ermöglichen.³

In einer solchen tätigkeitsbegleitenden Qualifizierung hätte die Praxis und hätten gute Praktikerinnen eine tragende Rolle, denn für die Entwicklung einer alltagstauglichen Handlungskompetenz sind sie unverzichtbar; ebenso



unverzichtbar wie Lehrkräfte mit Beratungskompetenz und wie Wissenschaftler, die sich auf ihre Kompetenzen stützen können und sich nicht als bessere Praktiker ausgeben müssen.

Allein kann die Praxis sicherlich nicht den Nachwuchs qualifizieren – aber ohne sie oder nur in der jetzigen randständigen Rolle, geht es bestimmt nicht.

Fazit

In Deutschland messen wir anspruchsvolle, qualifizierte Tätigkeiten an den Jahren der Vorbereitung und glauben, »viel hilft viel«. Mir scheint, dass wir bei dieser Sicht auf die Ausbildung einen ähnlichen Perspektivwechsel vollziehen müssen wie wir ihn bei der frühen Bildung gerade schaffen.

Nachtrag

Auf Tagungen und in Fachgesprächen habe ich verschiedene Reaktionen auf meine »Sieben Fragen – sieben Thesen zur Veränderung der Erzieherinnen-Ausbildung« erfahren, die es mir nötig erscheinen lassen, ein paar ergänzende Bemerkungen zu machen:

Meine Vorschläge zur Umgewichtung von vorbereitender und begleitender Qualifizierung und die Berichte über einen m. E. modellhaften Weg⁴ wurden vielfach verstanden als ob ich die Fach-Hochschulische Ausbildung für über-

flüssig hielte und ein praktisches Mit-tun allein als ausreichend zur Qualifizierung ansehen würde.

Solchen Schlüssen muss dringend widersprochen werden.

Tatsächlich bin ich der Meinung, dass in einer zukunftsfähigen Qualifizierung die Praxis und gute Praktikerinnen eine tragende Rolle haben müssen, da sie für die Entwicklung einer alltagstauglichen Handlungskompetenz unverzichtbar sind. Aber eine ausschließlich praktische Ausbildung würde die Anpassung an das aktuell Vorfindbare bedeuten und würde dem Bildungsprozess der zukünftigen Fachkräfte wie auch der Weiterentwicklung der Praxis wichtige Impulse entziehen.

Aber ebenso wie die Praxis eine Besinnung auf ihre Bedeutung für die Qualifizierung des eigenen Nachwuchses braucht, braucht auch die Fach-Hoch-Schule eine solche Besinnung auf die eigene Rolle. Wenn man die ziemlich platte Zuschreibung der Aufgabe beider Seiten vernimmt, »das eine sei die Praxis und das andere die Theorie« dann kann man an einer solchen Selbstbesinnung Zweifel haben und muss sich über die Banalisierung des dahinterliegenden Theorie-Praxis-Verständnisses wundern. Der »Lernort-Schule« birgt ebenso wie der »Lernort-Praxis« Gelegenheit für praktisches Tun und Erleben, wie für nachdenkliches Reflektieren, theoretisches Fundieren und planerisches Konzipieren. Die Möglichkeiten hierfür sind an der Fach-Hoch-Schule andere als in der Praxis. Diese jeweils unterschiedlichen Möglichkeiten der beiden Lernorte herauszuarbeiten und zu entwickeln wäre die vorrangige Aufgabe einer Curriculumreform der Ausbildung.

In jedem Fall aber ist die Praxis der Kern der Entwicklung von Professionalität und somit Ausgangs- und Zielpunkt der Fach-Hoch-Schule. Das Erleben, das praktische Tun, die Erfahrungen mit sich selbst, mit den Kindern und den Kolleginnen müssen Gegenstand der Reflexion und theoretischen Fundierung in der Fach-Hoch-Schule sein. Wer die

Inhalte und Strukturen der Lehrpläne **neben** den (oder kontrastierend, ergänzend, erklärend ... zu dem) erlebten Alltag in der Praxis setzt, überlässt es den Auszubildenden, diese Brüche zu überwinden – und sie tun dies in der Regel in einer Art Spaltung, bei der sie in der Kita über den sinnlosen Unterricht und in der Schule über die rigide, unreflektierte Praxis schimpfen.

Ich verstehe tatsächlich zu wenig von der Ausbildung, um sicher zu sein, dass sich das Problem der ausufernden Breite der als wichtig erachteten Themen einerseits sowie dem Erfordernis einer notwendigen Tiefe im Durchdringen der Themen andererseits durch **exemplarisches Lernen** lösen ließe. Insofern nehme ich die an dieser Stelle angemarkten Vorbehalte an.

Als Ansatzpunkt für reflektierendes, fundierendes und konzipierendes Durchdringen in der Fach-Hoch-Schule scheinen mir allerdings die Lebenssituationen und Erfahrungen der Lernenden unverzichtbar. In welcher Form dann die Übertragbarkeit auf andere Situationen und Themen herzustellen ist und wie sichergestellt wird, dass die als unverzichtbar erachteten (und im erfahrungsorientierten Unterricht nicht behandelten) »thematischen Reste« bearbeitet werden, müssen kompetente Lehrerinnen herausarbeiten. Aus meiner Sicht sind die plausibelsten Antworten auf dieses Problem bisher von den Vertreterinnen des Situationsansatzes gekommen.⁵

Zuweilen wurde mir entgegengehalten, ich würde einer **Entprofessionalisierung** das Wort reden.

Eine solche Kritik würde schwer wiegen – wenn sie zuträfe. Die Bedeutung der frühen Erziehung, Bildung und Betreuung für die Realisierung der Entwicklungschancen des einzelnen Kindes wie der Gesellschaft insgesamt, verlangt definitiv den Einsatz gebildeter, sich selbst und ihrer Aufgabe bewusster Frauen und auch Männer und es ist keinesfalls beliebig, ob und wie die hierfür erforderlichen Qualifikationen

erlangt werden. Soweit herrscht sicher Einigkeit.

Worum es mir geht ist, das Anhäufen in der Menge beliebig wirkender Qualifikationserfordernisse zu hinterfragen: »Viel hilft eben nicht immer viel!« Und es war mein Anliegen darauf hinzuweisen, dass Erwachsene (ebenso wie Kinder) kaum auf Vorrat klug werden – und dass deshalb vorzugsweise in tätigkeitsbegleitende Qualifizierung statt in AUS-Bildung Zeit und Geld investiert werden sollte. Ich habe eine Umgewichtung zwischen vorbereitender Aus-Bildung und begleitender Fort-Bildung vorgeschlagen – und keine Abschaffung von Qualifizierung.

Es geht also nicht um Entprofessionalisierung, sondern um die Frage, worin sich Professionalität eigentlich ausdrückt und wie sie erlangt wird. Hierüber lohnt sich m. E. ein gründliches und radikales Nachdenken!

Die heftigste Kritik auf meine Thesen aber bezog sich auf meine Befürchtung, dass die aufgeblähten Anforderungskataloge, die immer dicker werdenden Listen von Qualifikationsanforderungen eher vernebeln, worum es im Kern bei den Qualifikationsvoraussetzungen eigentlich geht: um Interesse an der Welt und sich selbst, um Feinfühligkeit und auch um **Liebe zu Kindern**.

Insbesondere, dass Erzieherinnen Kinder lieben müssen, um gute Erzieher zu sein, darf man offensichtlich nicht laut und vor allem nicht in der Fachöffentlichkeit sagen. Das Wort ist anscheinend in der fachwissenschaftlichen Diskussion nicht gesellschaftsfähig und wirkt als ein Gegenbegriff zu Professionalität.

Das ist schon bemerkenswert. Woher

Detlef Diskowski leitet das Referat für Kindertagesbetreuung, familienunterstützende Angebote und Kinder- und Jugendhilfrecht im Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg.

kommt eigentlich die Idee, dass es sich bei Liebe und Wissen- Können-Denken um Gegensätze handelt?⁶ Zugegeben: Man wird »Liebe zu Kindern« durch deklinieren müssen, um zu verstehen, zu vermitteln und zu kommunizieren, worum es dabei genau geht – aber die verbreitete Scheu vor dem Thema ist schon bizarr. Wie mir scheint, ist sie insbesondere in den Fachwissenschaften verbreitet, wo vielleicht Befürchtungen herrschen, die eigene Bedeutung würde dadurch herabgemindert. Die Liebe zu Menschen (ich bleibe jetzt mal bei diesem undifferenzierten Begriff, um noch ein wenig zu irritieren) ist nach meiner Auffassung bei Erzieherinnen ebenso unbedingte Berufsvoraussetzung und Merkmal von Professionalität, wie sie dies bei Hausärzten, Pastoren, Psychologen und verwandten Berufen ist. Wir sollten uns nicht um diese Tatsache herumdrücken und somit versäumen, auch zu der Herausbildung dieser Berufsvoraussetzung beitragen zu können.

1 Watzlawick u.a.: Lösungen

2 Als Folge des Beschlusses der Jugendministerkonferenz vom 25./26. Juni 1998 in Kassel »Weiterentwicklung der Struktur der Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern« und der anschließenden KMK-Rahmenvereinbarung zur Ausbildung und Prüfung von Erziehern/ Erzieherinnen vom 28.01.2000

3 Über ein kleines Beispiel habe ich einen Artikel in KiTa MO, Heft 10/2007 und KiTa ND, Heft 3/2008 geschrieben und Christiane Ehmman/ Christian Bethke haben in KiTa MO, Heft 12/2007 den Qualifizierungsprozess ausführlicher und konkreter dargestellt.

4 »Männer in die Kita - Eine tätigkeitsbegleitende Qualifizierung arbeitsloser Männer zu Fachkräften«. In: KiTa aktuell MO, Heft 12/2007; BY, Heft 1/2008 und ND, Heft 3/2008

5 Zum Beispiel: Angelika Krüger und Jürgen Zimmer »Die Ausbildung der Erzieherinnen neu erfinden« Luchterhand Verlag 2001

6 Ich stolperte über diese Verstellung unserer Fachdiskussion bei der Redaktionsarbeit an einem Artikel von Nancy Hoenisch-Pomeroy »Ich folgte meinem Herzen« (in Diskowski, D; Pesch, L.: Familien stützen – Kinder schützen. verlag das netz 2008). Wer kann sich in Deutschland schon wagen, einen Artikel mit einem solchen Titel zu verfassen – und dann noch hoffen, ernstgenommen zu werden?